

Fetisch Wachstum

Die politische Ausweglosigkeit der Steigerungsprogrammatisierung

Manfred Prisching

Die Wachstumsökonomie gründet auf einer Mentalität, die über Jahrhunderte im Abendland aufgebaut worden ist; sie kann also nicht einfach ersetzt oder verändert werden. Wachstum ist nicht ein beliebiger Fetisch, sondern jahrhundertlang kulturelle Erbschaft. Sie hat sich zudem in Institutionen verfestigt, und die Politik kann aus diesem Konsens, aus dem Bewusstsein der Selbstverständlichkeit, nicht ausscheren. Ein Alternativsystem wäre weder kognitiv steuerbar noch kompetitiv machbar. Es gibt keine guten Gründe für die Vermutung, dass den entwickelten Ländern (und zunehmend auch den Nachzüglern) die Wachstumsökonomie nicht noch eine Weile erhalten bliebe; jedenfalls so lange, bis sie in eine Sequenz von Katastrophen taumelt, die das Problem der Grenzen – auf die eine oder die andere Weise – lösen werden.

Schlüsselwörter: Wachstum, Fortschritt, Nullwachstum, Erwartungen, Europa, Marktwirtschaft

Eine „Wachstumsgesellschaft“, das kann zweierlei bedeuten. Zum einen ist es, in schlicht deskriptiver Hinsicht, eine *wachsende Gesellschaft*. Darunter versteht man vor allem wirtschaftliche Expansion, eine fortwährende Steigerung des Sozialprodukts. Aus einer anderen, nämlich strukturellen Perspektive ist die Wachstumsgesellschaft eine, in deren Konstruktionsprinzipien wirtschaftliches Wachstum ein essenzielles Element darstellt. Eine Gesellschaft solcher Art benötigt Wachstum, ihre *Funktionslogik* beruht auf Zuwachs, und ohne wirtschaftliches Wachstum gerät sie in (soziale und politische) Schwierigkeiten.

Empirisch-historisch betrachtet, ist eine Bedeutungstrennung in dieser Weise natürlich künstlich: Denn erst als nach einer langen Vorlaufphase die abendländische Ordnung sich in Mentalitäten und Institutionen der letzteren Strukturlogik verpflichtet hatte, vollzog sich jene beeindruckende Expansion, in der Europa (einschließlich seiner Ableger in aller Welt) zum Modell einer modernen Wirtschafts- und Lebenswelt geworden ist. Der Prozess der Globalisierung ist im Grunde einer der „globalen Europäisierung“ (Jones 1991, Landes 1999). Noch anders formuliert: Eine derartige Expansion, wie sie sich in den letzten beiden Jahrhunderten vollzogen hat, wäre kaum denkbar, wenn diese Dynamik nicht auch durch die Konstruktionseseigentümlichkeiten des Systems nahegelegt, gefördert, erzwungen und aufrechterhalten würde.

Daraus aber ergibt sich die Frage: Ist die Wachstumsorientierung der entwickelten Gesellschaften am Beginn des 21. Jahrhunderts eine Frage der Entscheidung (wir *wollen* wachsen) oder handelt es sich um ein alternativenloses System (wir *müssen* wachsen)? Ist es ein „naturwüchsiges“ (nomothetisches) System, welches dem Wesen der Sache oder des Menschen oder sonst einer Art von „Wesenhaftigkeit“ entspricht; oder könnten wir dieses System „umbauen“, in Richtung auf geringere Wachstumsraten oder in Richtung auf ein stabiles Nullwachstum?

Die Fragen mögen irritieren. Brauchen wir das zu wissen? Warum sollte man Stagnation überhaupt anstreben, statt ihr Eintreten mit aller Kraft zu vermeiden? Warum haben wir ein „Problem“ mit steigendem Einkommen und reichlichem Konsum – ist das nicht alles wunderschön? Gibt es nicht noch genug Armut in der Ersten und genug Elend in der Dritten Welt, welche nur durch Wachstum zu beseitigen sind? Die klassische Antwort zumindest seit drei Jahrzehnten lautet: Es kann kein unbegrenztes Wachstum auf einer begrenzten Welt geben. Ewig wachsende Populationen vernichten ihr Habitat, und sie werden in der Folge selbst vernichtet. Aber ein Einwand drängt sich gegen dieses „naturalistische“ Argument auf: Gibt es angesichts der menschlichen (mit anderen Populationen unvergleichbaren) Gestaltungskraft nicht doch den Ausweg, immerwährendes Wachstum so zu gestalten, dass die ökologischen Grenzen nicht ausgereizt oder überschritten werden? Könnte es nicht doch auf Dauer „nachhaltiges Wachstum“ geben (Leipert 1981, Swoboda 1982)?

Das Spiel des Fortschritts.

Die Wachstumsgesellschaft ist ein Phänomen der Moderne. Am Ende des Mittelalters beobachten wir eine Verweltlichung der Lebensauffassung und eine steigende Wertschätzung des Geldbesitzes. Die „Projektanten“ und „merchant adventurers“ werden zahlreicher, man versucht sich in Alchemie, langsam nur bricht sich der revolutionäre Gedanke Bahn, dass man auch mit normaler wirtschaftlicher Tätigkeit Geld, viel Geld machen könnte. Ein ökonomischer Rationalismus beginnt sich durchzusetzen, wie er bis dahin unbekannt gewesen ist (Sombart 1987). Dazu kommt eine neue Geschichtsvorstellung: Seit dem 17. und 18. Jahrhundert wächst die Überzeu-

GROWTH AS A FETISH.

WHY THERE IS NO WAY TO ABANDON THE POLITICAL OBJECTIVES OF PROGRESSION

The “growth economy” is based on a mentality that has been built up in the occident over centuries; therefore, it cannot be simply replaced or changed. Growth and progress are not arbitrary fetishes but a centuries-long cultural inheritance. Moreover, the consciousness has hardened in institutions, and politics cannot deviate from this line of thought. For the people, it is reality; it is the way the world functions. An alternative system would neither be competitively feasible nor cognitively viable. There are good reasons for assuming that the growth economy will remain dominant for the developed countries and also for the latecomers. This will remain the case until it staggers into a sequence of catastrophes which will solve the problem, in the one way or the other.

Keywords: Growth, stagnation, progress, zero growth society, expectations, European culture, market society

gung, dass die Gesellschaft sich nicht in Zyklen oder Kreisen bewegt, in der Abfolge von Formationen, die dem Lebenslauf des Menschen (Jugend, Reife, Alter) oder dem Jahreslauf (der Abfolge der Jahreszeiten) nachgebildet sind (Spengler 1995). Vielmehr verbreitet sich das Bewusstsein von der *Linearität* der Geschichte: Dem menschlichen Verstand und seiner Gestaltungskraft sind keine Grenzen gesetzt, und er wird die Welt, bis hinein in alle Zeiten, umgestalten, vorwärts bewegen, verbessern. Die Natur, so meinten schon die Aufklärer, hat immer fähige Personen hervorgebracht, und allein die Akkumulation ihrer Errungenschaften über die Jahrhunderte muss schon einen Wissensfortschritt mit sich bringen. Darin gründet die allgemeine Idee des *Fortschritts*: der Glaube, dass die Zivilisation sich vorwärts bewegt, und zwar in eine erwünschte Richtung (Ginsberg 1953, Bury 1920).

Natürlich gehört zu dieser generellen Dynamik auch der Prozess des *materiellen Wachstums*. Plötzlich tun sich neue Horizonte der Produktion und des Einkommens auf, und die neuen Horizonte stellen keine Grenze für das Leben mehr dar, sondern verweisen auf die Landschaften jenseits ihrer Sichtbarkeit (Rapp 1992). Das ist eine spezifisch „moderne“ Perspektive. Dem Insassen einer traditionell-landwirtschaftlichen Gesellschaft müssen Vorstellungen eines unbegrenzten Wachstums fremd sein, dazu ist er zu eng der Natur, den Tieren und Pflanzen, verbunden. Erst der Umbau zu einer industriellen und (zunehmend) urbanen Gesellschaft löst diese Naturverbundenheit auf, und Vorstellungen von der Allmacht des Menschen und seinem unbegrenzten Expansionsvermögen können entstehen. Muskelkraft hat Grenzen, erst „künstliche“ Energie scheint unbegrenzt. Kreisläufe haben Grenzen, erst ihre „Überwindung“ weist ins Grenzenlose.

Nach dieser Revision der Geschichtsbilder ist die Endlichkeit der Welt (auch im Sinne ihrer steten Wiederholbarkeit) beseitigt. Die Welt bewegt sich vorwärts, weil das der Modus ihrer Existenz ist. Sie kann nicht anders. Für die „Insassen“ dieser Gesellschaft ist das einfach die (neue) Wirklichkeit. Die Welt ist, wie sie ist. Die Triebkräfte des Handelns sind in einer verflochtenen, marktwirtschaftlichen Gesellschaft nicht mehr individuelle Gier oder Abenteuerlust, das hat es auch schon bei den Eroberern und Seeräubern, bei den Konquistadoren und Heerführern gegeben; der Mechanismus macht sich nunmehr selbstständig, das System bewegt sich über die Köpfe der Individuen hinweg, es zieht die Einzelnen in seinen Bann: Max Webers protestantische Ethik (Weber 1992) ist eine Theorie für die Phase der Entstehung des Kapitalismus, aber die Generaldirektoren der multinationalen Konzerne am Ende des 20. Jahrhunderts benötigen keine religiöse Sicht des Lebens. Wettbewerb genügt. Ihm kommt keiner mehr aus. Wer nicht permanent im Prozess der Dynamik reüssiert, der geht unter. Kompetition ersetzt Teleologie. Der Weg entsteht im Gehen. Eine Dynamik, der wir die moderne Welt verdanken.

Der „Prozess der schöpferischen Zerstörung“ (Schumpeter 1963) bewirkt, dass der Weg des Fortschritts geschehens mit ökonomischen Leichen – aus dem Wettbewerb geworfenen Unternehmen – gepflastert ist, dass die Fußmaroden jeweils am Wegrand verenden und die Innovativen reüssieren. Während das Ziel unscharf wird, ja völlig aus den Augen verschwindet, drängt sich ein Weg auf, zu dem zeitweise noch eine Alternative vorgeschlagen wurde, während nach dem Zusammenbruch des „Gegenentwurfs“ der marktwirtschaftliche Modus alternativenlos erscheint.

Die Geschichte vom Fortschritt, die uns zumindest seit den Zeiten der Aufklärung erzählt wird, ist ja nicht falsch. Es lassen sich Parameter und Indikatoren angeben, die der Weltgeschichte mit Recht *Fortschrittlichkeit* attestieren: die steigende Beherrschung von Natur und Gesellschaft, ablesbar an der Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität, an der Zunahme der menschlichen Lebenserwartung, an der Steigerung der verfügbaren Informationen, an der Reichweite und Wirksamkeit von Waffen. Selbst eine gewisse Steigerung der Sittlichkeit hat sich über

IM BANN DES SYSTEMS

Die Triebkräfte des Handelns sind in einer verflochtenen, marktwirtschaftlichen Gesellschaft nicht mehr individuelle Gier oder Abenteuerlust; der Mechanismus macht sich nunmehr selbstständig, das System bewegt sich über die Köpfe der Individuen hinweg, es zieht die Einzelnen in seinen Bann

die Jahrhunderte vollzogen, in Europa beruhend auf dem Erbe der griechischen Stadtstaaten, der römischen Verfassung und ihrem Privatrecht, dem mittelalterlichen Christentum und der Gewöhnung an eine feudalistische Machtbalance, dem neuzeitlichen Protestantismus, der Aufklärung und dem Liberalismus – aber eben auch gefördert durch einen ungeahnten Wohlstand. Man sperrt die Armen nicht mehr in geschlossene Anstalten; es werden Hinrichtungen nicht mehr als Volksfest inszeniert; Herrscher befinden nicht mehr willkürlich über Untertanen. Schreckliche Rückfälle, wie die Totalitarismen des 20. Jahrhunderts, löschen diese Fortschritte nicht aus; sie können aber daran erinnern, dass das Eis der Zivilisation alleweil dünner ist, als es den Zeitgenossen erscheinen mag.

Die besondere Leistung des Abendlandes, nach einer jahrhundertelangen Vorgeschichte und einer glücklichen Konstellation unterschiedlicher Zutaten eine „offene Gesellschaft“ (Popper 1970) zustande gebracht zu haben, steht außer Frage. Denn tatsächlich lehrt das Schicksal anderer hochstehender Zivilisationen, dass die moderne Dynamik kein zwingendes Ergebnis eines Entwicklungsprozesses darstellt. Die institutionellen Fehler der muslimischen Welt, die, ausgehend von ihrer Blüte im Hochmittelalter, bis zum Beginn der Neuzeit bereits in eine sklerotische Struktur geschlittert ist, sind häufig diskutiert worden, vom Fehlen einer verlässlichen politischen Ordnung bis zum theokratischen Herrschaftsmodell (Leipold 2007). Noch lehrreicher ist die chinesische Zivilisation, deren Streben nach Harmonie, Balance, Selbsterkenntnis, Einbettung, Konsens, Gehorsam und Tradition die vielversprechendsten Ansätze zu einer dynamischen Entwicklung zerstört hat (Landes 2006). Deshalb ist das Wachstums- und Fortschrittsdenken eine *ambivalente* Angelegenheit: Ohne „Grenzenlosigkeit“, ja, „Maßlosigkeit“ ist die okzidentale Dynamik schwer vorstellbar. Kreativität, Innovation, Originalität sind mit dem Drang verbunden, alle Grenzen zu überschreiten, und wenn die Welt- und Lebensperspektive in den Kategorien von Einordnung und Harmonie gesehen wird, dann gibt man sich eben leicht auch innerhalb der bestehenden Grenzen zufrieden.

Grenzenlosigkeit also – und neuerdings doch wieder nicht. Denn in den letzten Jahrzehnten hat die Menschheit mancherlei Kränkungen erfahren, die das Gefühl der Grenzenlosigkeit und Machbarkeit wieder infrage gestellt haben. Nicht von den alten Selbstbewusstseinskränkungen durch Galilei, Darwin und Freud ist hier die Rede, sondern von den *ökologischen* Kränkungen, die dem Menschen klargemacht haben, dass er doch nicht der Herr der Natur, sondern ein Element ihres Kreislaufs ist; von den *informationstechnologischen* Kränkungen, die er hinnehmen musste in der Erkenntnis, dass der menschliche Verstand in mancherlei Hinsicht von digitalen Maschinen weit übertroffen werden kann; und von den *naturalistischen* Kränkungen, die aus der Erkenntnis resultieren, dass zunehmend Differenzen zwischen den Menschen und der Natur verschwinden. Während die Erkenntnisse des Menschen wachsen, schrumpft sein Selbstbewusstsein. Er verliert seine Einmaligkeit oder kann sie zumindest nicht mehr verlässlich definieren, zumal ihm ja auch jeder transzendente Bezug, der ihn wenigstens noch als „Krone der Schöpfung“ oder als „gottebenbildliches“ Wesen hätte ausweisen könne, fehlt. Gott ist tot, dem Menschen geht es auch schon schlecht, und wir sind nicht einmal mehr so sicher, wie es langfristig mit dem Wachstum steht.

Das Spiel des wirtschaftlichen Wachstums.

Die Wahrnehmung menschlicher Gestaltungskraft, die empirische Feststellung von Dynamik und die Hoffnung auf allseitigen Fortschritt werden häufig auf die Ebene des materiell-technischen Voranschreitens reduziert. Denn im 19. Jahrhundert haben wir die Industrialisierung, die Auseinandersetzung der Klassen, die weitgestreute Verbesserung der Lebensbedingungen,

OFFENE GESELLSCHAFT

Die besondere Leistung des Abendlandes, nach einer jahrhundertelangen Vorgeschichte und einer glücklichen Konstellation unterschiedlicher Zutaten eine „offene Gesellschaft“ zustande gebracht zu haben, steht außer Frage

BESCHIEDENHEIT

Die klassischen Ökonomen waren freilich in ihren Erwartungen viel bescheidener. Sie haben es für naheliegend gehalten, dass sich in einer reifen, entwickelten Marktwirtschaft die dynamischen Kräfte abschwächen werden

die ersten Schritte zur Einrichtung von Sozialversicherungssystemen erlebt – warum also sollte nicht alles immer besser werden? Fortschritt ohne Grenzen: Alles wird denkbar, vermehrbar, überbietbar. Morgen wird es besser sein als heute. Probleme werden durch die Kraft des Verstandes, der in praktischer Hinsicht auf die Kraft von Technik und Ökonomie reduziert wurde, überwunden. Die Politik bedarf in den letzten hundert Jahren zunehmend demokratischer Legitimation, und sie setzt sich an die Spitze des Fortschritts, schreibt sich die Lebensverbesserungen selbst zu, empfiehlt sich als Garantinstanz für die Zukunft.

Die klassischen Ökonomen waren freilich in ihren Erwartungen viel bescheidener. Sie haben es für naheliegend gehalten, dass sich in einer reifen, entwickelten Marktwirtschaft die dynamischen Kräfte abschwächen werden. Adam Smith hat 1776 die Ansicht vertreten, dass das fortgesetzte Wachstum über eine verschärfte Konkurrenz, eine Verschlechterung der Kapitalanlagemöglichkeiten und eine steigende Arbeitskraftnachfrage zu einer Reduzierung der Gewinne führen müsse, so dass in ferner Zukunft die Akkumulation stagnieren werde: „Hat ein Land einmal das Höchstmaß an ausgeglichenem Wohlstand erreicht, den es aufgrund der Eigenart seines Bodens und Klimas sowie seiner Lage zu anderen Ländern überhaupt erwerben kann, so daß es sich weder fort- noch rückentwickeln kann, dürften dort Arbeitslohn wie Kapitalgewinn äußerst niedrig sein“ (Smith 2005, S. 82). Während dieses Modell der Stagnation kaum mit einem Massenwohlstand verbunden ist, kann John Stuart Mill 1848 dem stationären Zustand mehr abgewinnen: „Die Nationalökonomien müssen es fast immer mehr oder weniger deutlich eingesehen haben, daß die Zunahme des Vermögens nicht grenzenlos ist, daß am Ende des sogenannten Fortschrittszustandes der stationäre Zustand liegt, daß jeder Fortschritt im Vermögen nur ein Hinausschieben dieses Zustandes ist, und jeder Schritt nach vorn eine Annäherung an ihn bedeutet“ (Mill 1913/21, II, S. 388). Dieser stationäre Zustand könnte gleichwohl eine beträchtliche Verbesserung im Vergleich zur gegenwärtigen Lage sein: „Ich gestehe, daß mich nicht das Lebensideal der Leute bezaubert, die glauben, dass der Normalzustand menschlicher Wesen in dem fortwährenden Kampfe gegeneinander besteht, daß das Stoßen, Drängen, einander auf die Fersen treten, das heute das Kennzeichen unseres gesellschaftlichen Zustandes ist, das wünschenswerteste Los der Menschen oder etwas anderes sei, als die unerfreulichen Abschnitte des gewerblichen Fortschrittes“ (Mill 1913/21, II, S. 391).

Die Ökonomen, die damals auch noch Zeitbeobachter waren, haben die Dynamik des Systems, seine Fähigkeit zur Überwindung von Barrieren und Hindernissen, unterschätzt. Trotz Aufklärung, Industrialisierung und Fortschrittsdenken hinkte nun allerdings das Bewusstsein der Menschen insofern nach, als es eine Zeit brauchte, bis das Denken von einem *Bedarfsdeckungsprinzip* zu einem *Erwerbsprinzip* umgestellt wurde. Werner Sombart hat die beiden Begriffe einander gegenübergestellt: Das erste beschreibt ein Verhalten, welches auf ein angemessenes, standesgemäßes, gesichertes Einkommen unter stabilen Lebensumständen zielt; das zweite ein Verhalten, welches dem Einkommenserwerb um des Einkommens willen verpflichtet ist. Im letzteren Fall gibt es keine sinnvolle Grenze mehr auch für den Einkommenserwerb (Sombart 1988). Lujo Brentano spricht von der Umstellung von der „Haushaltskunst“ auf die „Bereicherungskunst“ (Brentano 1916). Rudolf Hilferding sieht darin den Marxschen Unterschied von „Gebrauchswert“ und „Tauschwert“ (Hilferding 1903). In dem wohlbemessenen Lebensraum einer traditionellen, agrarischen Gesellschaft hat es jedenfalls für die meisten Menschen geringe Spielräume gegeben, in denen sich mit einem vermehrten Einkommen etwas hätte anfangen lassen; in einer industrialisierten, marktwirtschaftlichen, offenen Gesellschaft gibt es hingegen keine Grenzen für die Einkommens- oder Gewinnerzielung. Man kann nur mit einer begrenzten Menge von Brot etwas anfangen; aber man kann immer mehr Geld haben. „Für keine im kapi-

talistischen Nexus entfaltete Tätigkeit ist mehr der quantitativ und qualitativ fest umschriebene Bedarf einer Person oder einer Mehrheit von Menschen Richtung gebend. An keinem noch so fernen Punkte kann jemals der Gesamtgewinn so hoch steigen, daß man sagen könnte: es ist genug“ (Sombart 1959, S. 258). Das wird zum allgemeinen Selbstverständnis der Moderne.

Es kann nicht gutgehen, wenn die Produktion dem Prinzip der Ausweitung, der Konsum aber dem Prinzip der Mäßigung gehorcht. In ökonomischen *Sättigungstheorien* kam an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die Befürchtung zum Ausdruck, dass die Produktivität der Produktion auf Bedürfnis- beziehungsweise Konsumgrenzen stoßen könnte (Falkinger 1986). In der Tat lässt sich das Spiel der Expansion und des Fortschritts nicht mit Individuen durchführen, die bescheiden, mäßig und zufrieden sind. Die Tugenden, die noch im 19. Jahrhundert gültig waren, müssen deshalb in Laster verwandelt werden: *Enthaltsamkeit ist Erfolglosigkeit*. Mäßig sind nur jene, denen die Trauben zu hoch hängen (Bellebaum/Herbers 2007). Sparsam sind jene, die zu kurz gekommen sind. Wenn mit zufriedenen Konsumenten und Konsumentinnen keine dynamische Wirtschaft zu machen ist, müssen alle in den Zustand der *permanenten Unzufriedenheit* versetzt werden: Da gibt es so vieles zu erobern, zu erwerben, zu kaufen. Warum sollte man nicht „alles“ wollen, und zwar jetzt? Den Hungrigen gehört die Zukunft, nicht den Satten – wobei auch jene sich als „hungrig“ zu betrachten haben, für die Fettleibigkeit längst zu einem existenziellen Problem geworden ist. Aber diese Kombination von Geiz und Gier, Habsucht und Verschwendungssucht, die Geldhortung und das Habenwollen hat Sigmund Freud ohnehin nicht als rationale Strategie beschrieben, sondern in analerotischen Kategorien erklärt (Nitsche 1990). Die Logik der Institutionen und die Mentalität der Individuen müssen einander entsprechen. Die Politik wird gleichzeitig demokratischer, sie horcht auf das, was die Wähler und Wählerinnen wollen, und somit wird sie auch analerotisch.

Selbstverständlich ist die Wachstumsfixierung kein Spiel, das dem Kapitalismus eigentümlich ist. Die Länder des realen Sozialismus waren mindestens in gleichem Maße wachstumsfixiert. Sie haben nur nicht verstanden, dass der Wachstumsprozess mit jener *Konkurrenz* untrennbar verbunden ist, die sie als „sozialdarwinistisches“, „destruktives“ oder „anarchisches“ Prinzip abgelehnt haben. Die Konkurrenz zwingt zur beständigen Steigerung der Produktivität, zur Ausdehnung der Märkte, zur Erfindung neuer Produktionsmethoden, zu Produktinnovationen. Robert Kurz, ein scharfer Kritiker des Kapitalismus, vermerkt mit Recht die *Ambivalenz* dieses Prozesses: Die „Konkurrenz raubt den Menschen jede Ruhe, aber sie diskreditiert auch Starre und Borniertheit auf niedrigem Niveau; sie zerstört massenhaft Existenzen, aber sie macht auch jedes ständische und rohe Existenzverhältnis, jedes persönliche Abhängigkeitsverhältnis obsolet; sie schneidet auf immer neuer Stufenleiter Menschenmassen von der Bedürfnisbefriedigung ab, aber sie entwickelt auch auf immer neuer Stufenleiter die Massenbedürfnisse und ‚verwohlfeilert‘ (Marx) bisher dem Luxuskonsum der wenigen vorbehalten Güter und läßt diese in den Massenkonsum eingehen; sie entmenschlicht die Menschen und macht sie zu bloßen Charaktermasken des Geldes, aber sie vermenschlicht sie gleichzeitig zu [...] Subjekten, indem sie alle Naturfetische und institutionellen Gewalten zerstört, unter denen die Massen als subjektloses Zubehör von Grundeigentum vegetierten. Vor allem aber: Die Konkurrenz zwingt und peitscht die Menschen in die abstrakte Verausgabung ihrer Arbeitskraft hinein, aber sie ist gleichzeitig das dynamische Prinzip, das tendenziell die ‚Arbeit‘ aufhebt und obsolet macht durch ihren anderen, ebenso unerbittlichen Zwang zu immer neuen Produktivitäts- und Verwissenschaftlichungsschüben; sie verwandelt die Produktivkräfte in Destruktionskräfte, aber sie hebt die menschliche Naturaneignung gleichzeitig über alles bisher gekannte Maß hinaus“ (Kurz 1991, S. 85ff). Das ist die Kraft eines Wettbewerbssystems, und sie lässt keinen Stein auf dem anderen.

WIDER DIE BESCHIEDENHEIT

Es kann nicht gutgehen, wenn die Produktion dem Prinzip der Ausweitung, der Konsum aber dem Prinzip der Mäßigung gehorcht. Die Tugenden, die noch im 19. Jahrhundert gültig waren, müssen deshalb in Laster verwandelt werden: Enthaltsamkeit ist Erfolglosigkeit

Das Spiel der Steigerungen.

Die moderne Gesellschaft hat sich auf ihre eigene Dynamik eingestellt, und die Menschen sind überzeugt, dass ihr Reichtum steigen wird und ihre Lebensmöglichkeiten sich vermehren werden. Je reicher sie in den spätindustriellen Ländern geworden sind, desto eher haben sie sich davon überzeugt, dass selbst im größten Reichtum eine *unaufhebbare Knappheit* herrscht. Denn Knappheit ist nicht mehr an irgendeinen Standard, also etwa an ein sozial definiertes Niveau legitimer Bedürfnisse, gebunden, sie liegt notwendigerweise immer vor, da es doch in der Unbegrenztheit immer noch zusätzliche Optionen geben kann. Jede Entscheidung zwischen Möglichkeiten beweist „Knappheit“ – im Sinne von: Man muss auf etwas verzichten, und seien es bloß die Opportunitätskosten. Erst wenn man auf nichts mehr verzichten müsste, also unendliche Optionen wahrnehmen könnte, wäre die Knappheit tatsächlich überwunden. Die Menschen haben sich von den Karikaturen der Ökonomen, denen zufolge die menschlichen Bedürfnisse unbegrenzt sind, überzeugen lassen. Sind die Personen erst zu passenden Rädchen in der Maschinerie des modernen Geschäftsverkehrs geworden, braucht es keinen übersteigerten Sinn für Geldbesitz mehr, um das rastlose Erwerben „als eigentlichen Zweck aller Tätigkeit und allen Daseins“ zu begreifen. Dem Unternehmer wird die ganze Welt „zu einem riesigen geschäftlichen Unternehmen, in dem es ebenso viele Konten gibt, wie Staaten, Städte, Klassen oder auch einzelne Individuen bestehen. Wertung in Geld, rechnungsmäßige Feststellung von Leistung und Gegenleistung, Debet und Kredit werden die Kategorien seiner Weltbetrachtung“ (Sombart 1987, S. 106). Unternehmer sind auch in Joseph Schumpeters Beschreibung die „Personifikation freigesetzter blinder Dynamik“ (Gerhardt 1969, S. 200).

Die Vielzahl der möglichen Gesellschafts- und Zukunftsvisionen ist aber nicht nur im Bewusstsein von Unternehmern und Managern, sondern in viel umfassenderer Weise im Bewusstsein aller Zeitgenossen und Zeitgenossinnen auf die „Steigerungsprogrammatik“ eingeengt (Schulze 2004). Wenn man immer mehr produzieren kann, muss man immer mehr „brauchen“ und „wollen“. Im Grunde ist die *Multioptionsgesellschaft* (Gross 1994) in ihren Zukunftsszenarien vergleichsweise einfallslos geworden: Auch wenn es künftig immer mehr Möglichkeiten des Handelns geben wird, so finden diese doch innerhalb einer Gesellschaft statt, die der Gegenwartsgesellschaft ähnelt – alles besser, größer, reicher, aber alles doch vergleichbar. Die Optionen sind innerhalb des Systems gesteigert worden, in dem Maße, als die Optionen außerhalb des Systems gelöscht beziehungsweise unplausibel wurden.

Die spätmoderne Wachstumsgesellschaft kennt keine Alternative mehr zu sich selbst, alles andere ist undenkbar geworden: Was wäre eine Politik, die damit wirbt, dass es *keine* Einkommenserhöhungen mehr geben wird? Alle freuen sich am Steigerungsspiel: „Es ist die historisch beispiellose soziale Organisation der Steigerung, die unsere Epoche auszeichnet, das systematische Zusammenspiel einer unübersehbaren Menge von Akteuren in so verschiedenen Lebensbereichen wie Produktion und Politik, Wissenschaft und Unterhaltung, Arbeit und Konsum, Technik und Medien. Steigerung wurde zu einem wesentlichen Inhalt sozialer Beziehungen; sie integriert als immer wieder bearbeitetes gemeinsames Oberthema unsere gesamte Sozialwelt“ (Schulze 2004, S. 83). Steigerung ist nicht eindimensional, auch nicht nur materiell zu verstehen. *Alle* Möglichkeiten sollen gesteigert und ausgedehnt werden, die Multioptionsgesellschaft kennt keine Grenzen für die Optionen. Es darf keine weißen Flecken auf der Landkarte der Möglichkeiten geben. Entgrenzung ist dann nicht nur eine sonderbare, mit den Erkenntnissen der Psychologie nicht recht vereinbare Beschreibung für die Skala individueller Bedürfnisse, sie wird vielmehr zu einem umfassenden Gestaltungsprogramm für alle Lebensbereiche der zweiten Moderne. Wachstum ist für die Ökonomie und für die Politik ein Fetisch, und anderes wird unvorstellbar.

KEINE ALTERNATIVEN

Die spätmoderne Wachstumsgesellschaft kennt keine Alternative mehr zu sich selbst, alles andere ist undenkbar geworden: Was wäre eine Politik, die damit wirbt, dass es keine Einkommenserhöhungen mehr geben wird?

Denn die Möglichkeiten, deren Auslotung auf die eigene Erfahrung, das individuelle Erleben, die innerliche Resonanz (Schulze 1992) zielt, finden ihre Grenzen nur an der Grenze der Fantasie. Solange die Fantasie arbeitet (und aus der Werbung zahlreiche Anregungen bekommt), drängt sich die unerfreuliche Differenz auf zwischen einer unzulänglichen Gegenwart und einer paradiesischen Zukunft. Das Steigerungsspiel hat das vergangene Paradies in die Zukunft verschoben, es zu einem zukünftigen Paradies gemacht. Von den Impulsen, diese Lücke zum Verschwinden zu bringen, lebt diese gesellschaftliche Formation, daraus bezieht sie ihr Selbstverständnis.

Wenn es diese Differenz zwischen dem Realen und dem Potentiellen ist, die zum entscheidenden Beurteilungskriterium jeder Sachlage wird, dann verlieren die absoluten Niveaus ihre Bedeutung. Das jeweils erreichte Niveau tritt rasch in die Kategorie der *Selbstverständlichkeit* ein: Was man hat, das hat man ohnehin; es ist selbstverständlich; und dazu ist man berechtigt. Interessant sind nicht mehr die *Bestandsgrößen*, sondern die *Stromgrößen*: Was kommt zum Vorhandenen dazu? Nicht der Sache, sondern dem Zuwachs, nicht dem Reichtum, sondern seiner Vermehrung gilt die Aufmerksamkeit. Die Geschichte, kollektiv und individuell, wird eine Sequenz von 2/3/4%-Zuwächsen. Die Politik kann nicht mehr damit argumentieren, dass es den Menschen gut geht. Sie muss auf den Zuwachs der Zukunft verweisen.

Das ist schon deswegen ein verlässlicher Maßstab, weil alle anderen Maßstäbe nicht mehr wirkmächtig oder überzeugend sind. Die „großen Erzählungen“ (Welsch 1987 nach J.F. Lyotard) sind geschwunden, und in einer weithin nihilistisch-narzisstischen Gesellschaft (Carr 1992, Lasch 1995) gibt es keine überzeugenden Kriterien für das „gelingende Leben“. Zwar wissen wir, dass es sich in Europa deutlich besser lebt als in Nigeria, aber die Villen in Beverly Hills sind vielleicht noch schöner. Die *Prozent-Zuwächse* sind deshalb verlässliche Orientierungsgrößen, weil man keine Bezugspunkte außerhalb ihrer selbst benötigt: Sie genügen sich selbst, sie brauchen keinen externen Sinnbezug, wenn nur erst einmal Zuwachs, Wachstum oder Steigerung als relevanter Maßstab anerkannt sind. Man weiß, was man vorher hatte, und man kann nachrechnen, wie viel dazugekommen ist. Der Prozentsatz wirkt auch auf das Handeln zurück, er legitimiert es nachträglich; denn die Zuwachsprozente sind *Rechtfertigungsindikatoren*. Sie belegen, dass man das Richtige getan hat. Ein Mehrprozentzuwachs kann nicht falsch sein, denn es gibt keine externen Messgrößen mehr.

Für die spätmoderne Gesellschaft stehen natürlich – neben der Steigerung anderweitiger Erlebensmöglichkeiten – materielle Möglichkeiten im Zentrum der Wünsche. Steigerung bedeutet im einfachsten Fall: Wirtschaftswachstum, Einkommenserhöhung, Konsumzuwachs. Auch und gerade in diesen materiellen Dimensionen ist die Gegenwart immer das Unzureichende, das Provisorische, das Vorläufige; denn die Zukunft wird zwangsläufig die Überbietung der Gegenwart darstellen. „In der völlig offenen Konkurrenzgesellschaft gibt es kein befriedigtes Verweilen bei einem Ziel, das erreicht wird.“ Im absoluten Konkurrenzsystem „schiebt der Mensch seine Ziele vor sich her.“ Alles wird zur Durchgangsstation (Plack 1979, S. 43). Die Fixierung auf den ständigen Wachstumspfad ruiniert somit die Gegenwart, denn das „eigentliche Leben“ wird immer erst in der Zukunft beginnen. Die Gegenwart ist ein unzureichendes Vorspiel der Zukunft. Eigentlich lebt man andauernd im Unglück, welches erst irgendwann einmal dem Glück weichen wird. Fatalerweise weicht die Schwelle im Vorangehen zurück, wie es dem Wesen des Wachstumsdenkens entspricht.

Das Spiel der Versäumnisse.

Die Steigerungsprogrammatik benötigt unzufriedene Menschen: Sie müssen nach einer Veränderung, nach einer Steigerung, nach einem Mehr streben, den „Mehrgott“ (Gross 1994)

ARGUMENTATIONS- NOTSTAND

Die Politik kann nicht mehr damit argumentieren, dass es den Menschen gut geht. Sie muss auf den Zuwachs der Zukunft verweisen. Das ist schon deswegen ein verlässlicher Maßstab, weil alle anderen Maßstäbe nicht mehr überzeugend sind

SYSTEMPROBLEM

Zufriedene Menschen sind ein Systemproblem, denn Zufriedenheit bedeutet Veränderungsverzicht. Dann sitzt man am Ufer und schaut aufs Meer, statt vernetzt bei Sonnenuntergang die Geschäftskorrespondenz zu erledigen

verehren. Sie müssen ihre Kräfte anspannen, um ein zukünftiges Ziel zu erreichen, sie müssen ihre Kreativität einsetzen, um Neues in die Welt zu setzen – und damit Geld zu verdienen. Sie müssen alle Güter und Neuerungen kaufen wollen, denn der wirtschaftliche Kreislauf funktioniert nur dann, wenn die Produktivität des Konsumierens mit jener des Produzierens Schritt hält. Zufriedene Menschen sind ein Systemproblem, denn Zufriedenheit bedeutet Veränderungsverzicht. Dann sitzt man am Ufer und schaut aufs Meer, statt vernetzt bei Sonnenuntergang die Geschäftskorrespondenz zu erledigen. Der grenzenlose Mensch ist selbstverständlich geworden: „Wer auf den Muselmanen deutet, der sein Geschäft zumacht, wenn er für den Tag genug verdient hat, erntet Gelächter. Oder er muß sich belehren lassen, dass das südliche Klima eben den Menschen so ‚leichtsinnig‘ mache. So als erkläre der strenge Winter unsere Neigung zum Luxus“ (Plack 1979, S. 48). Wenn man sich in seinen Lebensumständen wohl fühlt, ist der Anreiz gering, alle Kräfte anzuspannen, um die Umstände zu ändern. *Zufriedenheit ist asozial.*

Natürlich kann nicht entschieden werden, in welchem System die Menschen insgesamt glücklicher sind; sicher ist nur, dass das System mit zufriedenen, besonnenen, ausgeglichenen, ruhigen, mäßigen Individuen kaum funktioniert. „Schwerlich ist der moderne Mensch glücklicher als der traditionelle: Da er sich selbst zu dem machen muß, was er sein will, und da die Mobilität des Systems immer weitere Aufstiegsmöglichkeiten zulässt, ist er selten mit dem zufrieden, was er erreicht“ (Hösle 1997, S. 724). Kaum hat er mit einem Produkt das Geschäft verlassen, muss sein Begehren wieder angefacht werden. Er muss auch morgen ein Käufer sein. Die „Zukunftsgier“ darf ihm nicht abhanden kommen. Da das Glück wesentlich durch das Verhältnis von Erfüllung und Erwartung bestimmt ist, ist es allerdings ein permanenter Stachel, wenn die Erwartungen den Erfüllungen in einer Wachstumsökonomie immer ein Stückchen voraus sein müssen. Es gibt aber auch noch ein stringenteres Argument: In einer Multioptionengesellschaft sind die Erwartungen prinzipiell uneinholbar. Je reicher eine Wachstumsökonomie ist, desto stärker vermittelt sie ihren Teilnehmern und Teilnehmerinnen das Gefühl der *Versäumnis*. Denn neben anderen „Engpässen“ gibt es eine unaufhebbare Knappheit: Die für Konsumaktivitäten verfügbare Zeit der Menschen kann nicht (oder nur unwesentlich) ausgedehnt werden. Das bedeutet erstens, dass sich dann, wenn das Kriterium des gelingenden Lebens zunehmend im Konsum von „Erlebnissen“ liegt, eine paradoxe Situation einstellt: Die „Erlebnissrate“ nimmt dramatisch ab. Die Erlebnissrate ist der Anteil der erlebten oder erlebbareren Ereignisse an allen angebotenen attraktiven Ereignissen. Je reicher aber eine Gesellschaft ist, desto mehr kann sie anbieten, und die „Kräfte“ der Person (ihre Ressourcen und ihr Zeitaufwand) müssen hinter diesem Wachstum zwangsläufig zurückbleiben. In einer „bescheidenen“ Gesellschaft kann man möglicherweise einen Großteil der möglichen Vergnügungen konsumieren, in einer Luxusgesellschaft sinkt die Rate gegen Null. So viel wäre möglich, und gerade einmal an der Oberfläche der Möglichkeiten kann man kratzen. Dazu kommt zweitens der Eindruck, dass gerade die spannenden Aktionen, jene mit Euphorie und Adrenalinausstoß, wohl immer anderswo stattgefunden haben müssen als dort, wo man gerade selbst gewesen ist – denn die Standards für die Erlebnisse werden durch die Werbung und ihre grellbunte Welt gesetzt. Ein freundlicher Abend am Stammtisch ist deshalb zu wenig. Das heißt: Die Wachstumsökonomie produziert dadurch Unzufriedenheit, dass es sich im Grunde um eine *Ökonomie der Versagungen und Versäumnisse* handelt (Prisching 2006). Die Welt des Unerfahrbaren, Nichterlebbareren, Unkonsumierbaren explodiert; und wenn in der Maximierung der Erlebnisse der Sinn des Lebens liegt, dann produziert das Wachstum logischerweise nicht nur Unzufriedenheit, sondern auch Sinnlosigkeit. Da kann auch die Politik nichts machen.

Das Spiel der Erwartungen.

In den 1970er-Jahren, in einer kurzen Phase der Irritation am Fetisch Wachstum, gab es einige Überlegungen zur Nullwachstumsgesellschaft. Die erste Überlegung war *ökologischer Art*: die Ölkrise, der Wachstumsknick, Umweltprobleme, die Botschaft des Club of Rome (Meadows 1972). Eine Diskussion flackerte auf, ob nicht am Ende des gigantischen Wachstumsprozesses zwangsläufig ein *Nullwachstum* stehen würde, ob bis zur Klärung der offenen Fragen aus Risikogründen ein Wachstumsmoratorium geboten und ob es nicht Zeit wäre, ein Einschleifen der vielen logarithmisch explosiven Kurven anzudenken (Daly 1977). Als sich in den 1980er-Jahren der Wachstumsprozess fortsetzte, die größten Schaumkronen von den Flüssen verschwand und die Bäume immer noch grün waren, wurden diese Überlegungen suspendiert. Am Beginn des 21. Jahrhunderts führen die Energiepreiserhöhungen, die damals vorhergesagt wurden, die jetzt (2008) beginnen und in den nächsten zwanzig Jahren, bis zur Erschöpfung des Erdölzeitalters, dominieren werden, zu neuerlichen Diskussionen, die allerdings ersichtlichermaßen von keinem größeren ökonomischen Sachverstand geprägt sind als seinerzeit; erstaunlicherweise findet jedoch, anders als in den 1970er-Jahren, keinerlei Relativierung der großen Wachstumsziele statt. Die Energieverknappung ist ja in Wahrheit keine absolute *ökonomische* Wachstumsgrenze: Die Nachfrage-Angebots-Differenz beim Öl wird die Energiepreise bestimmen, aber bei einer Verdoppelung oder Verdreifachung des Preisniveaus wird es deswegen wieder genug Energie geben, weil bislang unzugängliche Ressourcen ebenso wie alle Arten von Alternativenergie rentabel werden. Es wird allerdings ein *politisches* Problem entstehen, weil sich die meisten Menschen eine verdreifachte Energierechnung nicht werden leisten können und deshalb beträchtliche Verschiebungen in der Wirtschaftsstruktur und in der Einkommensverteilung eintreten werden. Das könnte allerdings auch das Wachstum beeinträchtigen und erneut politische Probleme erzeugen.

Eine weitere Debatte, die in den 1970er-Jahren angestoßen wurde, war *anthropologischer* Art. Könnte ein stagnierender Reifezustand einer reichen Gesellschaft möglicherweise für die Menschen besser sein als eine überzogene Dynamik? Ist der Dauerstress aushaltbar (Fritzsche 1998)? Ist die sich flexibilisierende Marktgesellschaft (Sennett 1998) lebbar? Man braucht eine neue Mentalität, um ein Wachstumssystem zu etablieren, aber die Dynamik des Wachstumssystems ändert in der Folge wiederum die Mentalitäten. „Ein außerordentlicher Sinn für symmetrische Beziehungen, ein Abscheu vor Parasitismus, eine Hochschätzung der Arbeit, eine strenge Kontrolle der Emotionen sind neue Tugenden des frühen Bourgeois, die sich im ‚Prozeß der Zivilisation‘ herausbilden. Damit kann der Verlust jeder Fähigkeit einhergehen, über den rationalen Eigennutz hinaus zu denken – Großzügigkeit, Gastfreundschaft, spontane Herzlichkeit, interesselose Treue gegenüber Personen, die man als Vorbilder empfindet, souveräne Gleichgültigkeit gegenüber der Sphäre des Wirtschaftlichen, heroische Bereitschaft zur Selbstaufopferung, sympathetische Verantwortung gegenüber den schon zum eigenen Haushalt gehörigen Schwächeren sind nicht die Tugenden der Moderne“ (Hösle 1997, S. 724). Der Frage, welche Art von Menschen von einer bestimmten wirtschaftskulturellen Formation hervorgebracht oder geprägt wird, findet wenig Resonanz. Wenn allerdings bestimmte wachstumsnotwendige Dispositionen – „Tugenden“ der Vormoderne – aufgelöst werden, könnte dies auch das Wirtschaftswachstum beeinträchtigen.

Die dritte Überlegung war *politikökonomischer* Natur, und sie ist auch heute keineswegs unaktuell. Lester Thurow hat auf die Legitimierungsprobleme einer *Null-Summen-Gesellschaft* hingewiesen. Den Kern des Problems sieht er darin, dass für die meisten Schwierigkeiten – ob es sich nun um Energie, Umwelt, Verteilung, Stagnation oder Inflation handelt – Lösungen

WACHSTUMS-DEBATTEN

Am Beginn des 21. Jahrhunderts führen die Energiepreiserhöhungen zu neuerlichen Diskussionen, die allerdings ersichtlichermaßen von keinem größeren ökonomischen Sachverstand geprägt sind als seinerzeit; erstaunlicherweise findet jedoch, anders als in den 1970er-Jahren, keinerlei Relativierung der großen Wachstumsziele statt

NICHT ANWENDBAR

Den Kern des Problems sieht Lester Thurow darin, dass für die meisten Schwierigkeiten Lösungen existieren, meist sogar mehrere Lösungen, dass diese aber alle das Merkmal haben, dass irgendjemand große wirtschaftliche Einbußen hinnehmen muss

existieren, meist sogar mehrere Lösungen, dass diese aber alle das Merkmal haben, dass irgendjemand große wirtschaftliche Einbußen hinnehmen muss: „Niemand übernimmt diese Rolle freiwillig, und unser politisches System ist unfähig, jemanden zu zwingen, diese Last zu übernehmen. Jeder möchte, daß ein anderer die notwendigen wirtschaftlichen Belastungen trägt, und so kann keine der möglichen Lösungen zur Anwendung kommen“ (Thurow 1981, S. 8). Tatsächlich haben in den letzten Jahrzehnten unterschiedliche Interessengruppen ihre Strategien zur Blockade unliebsamer politischer Entscheidungen verbessert, und mit dem Blick auf die großen Probleme drängt sich der Verdacht auf, dass selbst bei einem bescheidenen Wirtschaftswachstum, und erst recht bei einer Stagnation, die Budgetzwänge des Staates derart ansteigen, dass der Spielraum für große Entscheidungen kaum noch vorhanden ist. Wenn notwendige Entscheidungen nicht gefällt werden und Reibungsverluste steigen, könnte dies wiederum zu einer Beeinträchtigung des Wachstums führen.

Die geschilderte politikökonomische Situation lässt sich mit dem Blick auf die europäische Entwicklung weiterdenken. Das Spiel der Politik gegen Interessengruppen wird ergänzt durch das Spiel der politischen Gruppierungen selbst: Institutionelle Sklerose wird erzeugt, wenn im politischen Konkurrenzkampf eine verantwortliche Gruppe das Notwendige zu propagieren versucht, der politische Gegner jedoch in der machtpolitischen Versuchung steht, im Kampf um Wähler und Wählerinnen Versprechungen zu machen, die das Notwendige dem Wünschenswerten opfern. Es ist ein *Gefangenendilemma*: Die Versuchung, die Macht zu erobern, indem man potentiell gefährdete Gruppen durch Versprechungen der Unantastbarkeit ihrer Rechte oder Privilegien „einkauft“, auch wenn man weiß, dass dies für das Gemeinwohl schädlich ist, ist übergroß. Je schärfer der politische Konkurrenzkampf, desto handlungsunfähiger ist das politische System. Ohne das Füllhorn der Wachstumsgesellschaft bleibt nur verschärfter Populismus, der in eine Abwärtsspirale führt. Wachstum ist diesem Befund zufolge deshalb alternativenlos, weil die demokratische Politik in einem Zustand der Stagnation handlungsunfähig würde. Das war auch der Befund in der *Unregierbarkeitsdiskussion* der 1970er-Jahre, und ein unbehaglicher Ausweg wurde damals vorgeschlagen: Wenn alle Maßnahmen an zahlreichen Quasi-Veto-Positionen scheitern und der Staat dadurch überfordert und handlungsunfähig wird, kann nur eine „Mäßigung der Demokratie“ helfen (Crozier et al. 1975). Im Zweifelsfall sind es Experten, die eine bessere Lösung finden, nicht die „basisdemokratischen“ Verfahren; und die meisten Probleme sind ohnehin so komplex, dass ein durchschnittlicher Wähler sie nicht einmal ansatzweise versteht. Jene Vorwürfe, die der Europäischen Union wegen ihres mangelnden demokratischen Gehaltes gemacht werden, könnten nun allerdings in diesem Sinne und mit einer leichten Dosis von Zynismus ins Positive gewendet werden. Die EU transferrt eine Fülle von Entscheidungen auf die europäische Ebene, auf der eine „Beobachtbarkeit“ der Politik kaum stattfinden kann. Nationale Regierungen tun sich schwer genug, die Vorgänge in Brüssel zu verfolgen, und die Staatsbürger und -bürgerinnen haben (trotz hervorragender Internetauftritte der Institutionen) damit erst recht nichts im Sinn. Diese *Arkanisierung* politischer Entscheidungen – die Verlagerung hinter die Kulissen – wird ergänzt durch jene *demokratische Folklore*, die auf nationaler und regionaler Ebene zelebriert wird, die aber für die politischen Entscheidungen nicht weiter störend ist.

„Mäßigung der Demokratie“ hieße: Die Bürger und Bürgerinnen merken nicht mehr so recht, was passiert. Demokratie, so weiß es die politiktheoretische Tradition, funktioniert gut, wenn Funktionsfähigkeit und Legitimität gewahrt sind; aber auch ein passendes Maß an „Apathie“ ist vonnöten. Das europäische „Demokratieproblem“ wäre dieser Überlegung zufolge gar kein Problem, sondern eine politische Anpassungsleistung, die dazu beitragen kann,

Handlungsfähigkeit unter den Bedingungen geringen Wirtschaftswachstums zu gewährleisten.
Geringeres Wachstum erfordert jedenfalls mehr Wähler-Apathie.

Das Spiel der Erkenntnisse.

Bedürfnisse und Erwartungen hängen von Erfahrungen ab. Die reichen Länder dieser Welt, insbesondere auch die europäischen Länder, haben ein halbes Jahrhundert hinter sich gebracht, welches in der Geschichte der Menschheit einmalig war. Es hat nach all den schrecklichen Geschehnissen in der ersten Hälfte des „Jahrhunderts der Extreme“ (Hobsbawm 1995) einen raschen Wiederaufstieg gegeben, der nicht nur eine stabile demokratische Ordnung gesichert hat, sondern vor allem eine Vervielfachung der Einkommen und des Lebensstandards mit sich gebracht hat. Es war ein unglaubliches „europäisches Fenster“ – ein Fenster deshalb, weil sich dieses halbe Jahrhundert nicht annähernd wiederholen lassen wird. Dennoch sind nach diesen Jahrzehnten die Menschen an eine Situation gewöhnt, die für sie die „Normalität“ des Lebens dargestellt hat: starkes Wachstum und Einkommenssteigerung. Es herrscht eine „Fortsetzungsvermutung“ (Schulze 2004, S. 18), und sie ist deskriptiver und normativer Art. In *deskriptiver* Hinsicht glauben die Individuen, dass die Welt weiterhin so läuft, wie sie sie bisher kennen gelernt haben. Alles wächst, alles verbessert sich. Die Fernsehschirme werden größer, die Kanäle zahlreicher, die Autos komfortabler, die Zahnkronen haltbarer, die Cafés vermehren sich, die Urlaube gehen über größere Distanzen, die Speisen werden exotischer, die Filme actionreicher. In *normativer* Hinsicht glauben die Menschen, auf das und mehr ein Recht zu haben; und sie fordern von der Politik einzulösen, was sie immer versprochen hat: die ständige Bereicherung und Verbesserung des Lebens in allen seinen Dimensionen. Die Standards, unterhalb derer man sich „deprivilegiert“ oder „depriviert“ vorkommt, wachsen deshalb rasch an. Auch wenn alle (im Querschnitt und im Längsschnitt der Geschichte) im Luxus leben, fühlen sie sich unbehaglich, unterschätzt, eingeengt, arm, bedrängt.

Es ist ein Unbehagen, das die Politik nicht beseitigen kann. Denn die politischen Spielräume sind gering, und sie werden noch kleiner, wenn das Wachstum schwächelt (Zinn 1980). *Optimisten* verkünden, dass alles in bester Ordnung sei, und im Hinblick auf ein System, welches nicht (oder zumindest immer weniger) auf ökonomischen Tatsachen, sondern auf optimistischen, ja, euphorischen Erwartungshaltungen beruht (etwa durch die Ablösung der Finanzökonomie von der realwirtschaftlichen Entwicklung), haben sie nicht einmal Unrecht. *Pessimisten* verkünden, dass nichts in Ordnung sei und es letztlich einen Wettlauf von Katastrophen und Erkenntnissen gebe (Daly 1999). Die Menschen werden in einem Wachstumssystem nicht durch vernünftige Argumente, sondern nur durch Katastrophen auf die Wirklichkeit verwiesen. Die Hoffnung ist, dass es eine Reihe von „kleinen“ Katastrophen ist, die ausreichen, um zeitgerecht eine Bewusstseinsänderung herbeizuführen; die Sorge ist, dass erst irreversible und tiefgreifende Katastrophen eine solche Erkenntnis bewirken, dann, wenn es zu spät ist. Wenn die Vorbereitungen für eine „sanfte Landung“ nicht getroffen sind, wird man Handlungsalternativen auf die „harte Tour“ lernen müssen.

Schlussbemerkungen.

Wir gelangen zu den folgenden Schlussfolgerungen.

(1) Die Wachstumsökonomie gründet auf einer *Mentalität* (der Nichthinnahme, der Dynamik, der Erwartung, des Fortschritts), die über Jahrhunderte im Abendland aufgebaut worden ist; sie kann also nicht einfach ersetzt oder verändert werden. Wachstum ist nicht ein beliebiger Fetisch, sondern jahrhundertelange kulturelle Erbschaft.

KATASTROPHALER WIRKLICHKEITSSINN

Die Menschen werden in einem Wachstumssystem nicht durch vernünftige Argumente, sondern nur durch Katastrophen auf die Wirklichkeit verwiesen

(2) Selbst wenn es gelänge, die „Fetisch Wachstum“-Mentalität „umzubauen“, würde man an der *institutionellen Logik* von Wettbewerb, Markt und Unternehmertum scheitern; denn es ist nun einmal eine Logik der Überbietung, der Innovation, der Steigerung. Eine Alternative dazu (etwa in der Logik des gescheiterten planwirtschaftlichen Musters) ist nicht in Sicht.

(3) Selbst wenn es eine politische Vision gäbe, diese Institutionen (im Einklang mit Ideen der Nachhaltigkeit) „umzubauen“, würde sie an der *Nichtrealisierbarkeit* dieses Umbaus scheitern; denn eine (marktkonforme) Steuerung des Wirtschaftsprozesses nach den Kriterien der Nachhaltigkeit würde Fähigkeiten erfordern, im Vergleich zu denen die Steuerung einer Planwirtschaft ein Kinderspiel wäre (und selbst die Letztere ist an Informations- und Motivationsdefiziten gescheitert).

(4) Selbst wenn es gelänge, einen derartigen politisch-institutionellen Umbau in fortgeschrittenen europäischen Ländern zu bewerkstelligen, müsste in Rechnung gestellt werden, dass wir uns in einer globalen Ökonomie befinden, in der starke Konkurrenten (wie etwa China und Indien) auftreten. Diese Länder sind einer Wachstumsökonomie verpflichtet, und wer in diesem interdependenten System aus dem Überbietungswettbewerb ausscheidet, der ist ein Verlierer. Fraglich ist ohnehin, ob es nicht der abendländische Kapitalismus ist, der sich als erster „müde rennt“ (Sombart 1988, S. 245).

Resümee: Es gibt keine guten Gründe für die Vermutung, dass den entwickelten Ländern (und zunehmend auch den Nachzüglern) die Wachstumsökonomie nicht noch eine Weile erhalten bliebe; jedenfalls so lange, bis sie in eine Sequenz von Katastrophen taumelt, die das Problem der Grenzen – auf die eine oder die andere Weise – lösen werden.

AUTOR

MANFRED PRISCHING, Jg. 1950, Studium der Rechtswissenschaften und der Volkswirtschaftslehre in Graz; Universitätsprofessor in Graz, korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, verschiedene Preise und Auslandsaufenthalte; Forschungsschwerpunkte Wirtschaftssoziologie, Ideengeschichte, sozialwissenschaftliche Theorie, Zeitdiagnose.
E-Mail: manfred.prisching@uni-graz.at

LITERATUR

Bellebaum, Alfred / Herbers, Detlef (2007): Die sieben Todsünden. Über Laster und Tugenden in der modernen Gesellschaft. Münster (Aschendorff)
Brentano, Lujo (1916): Die Anfänge des modernen Kapitalismus. München
Bury, J.B. (1920): The idea of progress. An inquiry into its origin and growth. London (Macmillan)
Carr, Karen L. (1992): The banalization of nihilism. Twentieth-century responses to meaninglessness. Albany NY (State University of New York Press)
Crozier, Michel / Huntington, Samuel Phillips / Watanuki, Joji (1975): The crisis of democracy. Report on the governability of democracies to the Trilateral Commission. New York (New York University Press)

Daly, Herman E. (1977): Steady-state economics. The economics of biophysical equilibrium and moral growth. San Francisco (Freeman)

Daly, Herman E. (1999): Ecological economics and the ecology of economics. Essays in criticism. Cheltenham Glos. u.a. (Elgar)

Falkinger, Josef (1986): Sättigung. Moralische und psychologische Grenzen des Wachstums. Tübingen (Mohr/Siebeck)

Fritzsche, Karl Peter (1998): Die Stressgesellschaft. Vom schwierigen Umgang mit den rasanten gesellschaftlichen Veränderungen. München (Kösel)

Gerhardt, Walter (1969): Das Schicksal liberaler Theorie im sozioökonomischen Gesellschaftsentwurf Joseph A. Schumpeters. Ein soziologisch-ideologiekritischer Versuch. Berlin (Phil. Diss.)

Ginsberg, Morris (1953): The idea of progress. A reevaluation. London (Methuen)

Gross, Peter (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt am Main (Suhrkamp)

Hilferding, Rudolf (1903): Werner Sombart. Der moderne Kapitalismus. Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Jg. 12, S. 446–453

Hobsbawm, Eric J. (1995): Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München, Wien (Hanser)

Höfle, Vittorio (1997): Moral und Politik. Grundlagen einer politischen Ethik für das 21. Jahrhundert. München (Beck)

Jones, Eric Lionel (1991): Das Wunder Europa. Umwelt, Wirtschaft und Geopolitik in der Geschichte Europas und Asiens. Tübingen (Mohr)

Kurz, Robert (1991): Der Kollaps der Modernisierung. Vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise der Weltökonomie. Frankfurt am Main (Eichborn)

Landes, David S. (1999): Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich

und die anderen arm sind. Berlin (Siedler, 2. Aufl.)

Landes, David S. (2006): Why Europe and the West? Why not China? *Journal of Economic Perspectives*, Jg. 20, H. 2, S. 3–22

Lasch, Christopher (1995): Das Zeitalter des Narzißmus. Hamburg (Hoffmann und Campe)

Leipert, Christian (1981): Theoretische und wirtschaftspolitische Konsequenzen aus der Kritik an der Wachstumsgesellschaft. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 25, S. 31–52

Leipold, Helmut (2007): Religiöse Faktoren der institutionellen und wirtschaftlichen Stagnation im Islam. In: Held, Martin / Kubon-Gilke, Gisela / Sturn, Richard (Hg.): *Ökonomie und Religion. Marburg (Metropolis: Jahrbuch Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik)*, S. 181–203

Meadows, Donella H. (1972): The limits to growth. A report for the Club of Rome's project on the predicament of mankind. London (Earth Island)

Mill, John Stuart (1913/21; engl. orig. 1848): Grundsätze der politischen Ökonomie. 2 Bände. Jena

Nitsche, R. (1990): Der Geiz. Annäherungen an eine gemeine Leidenschaft. Berlin

Plack, Arno (1979): Die Gesellschaft und das Böse. Eine Kritik der herrschenden Moral. Frankfurt/Main, Wien u.a. (Ullstein, ungekürzte Ausg. nach d. 12., durchges. Aufl.)

Popper, Karl R. (1970): Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. 2 Bände. Tübingen (Mohr)

Prisching, Manfred (2006): Die zweidimensionale Gesellschaft. Ein Essay zur neokonsumistischen Geisteshaltung. Wiesbaden (VS Verl. für Sozialwiss.)

Rapp, Friedrich (1992): Fortschritt. Entwicklung und Sinngehalt einer philosophischen Idee. Darmstadt (Wiss. Buchges.)

Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/Main u.a. (Campus, 2. Aufl.)

Schulze, Gerhard (2004): Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? Frankfurt am Main (Fischer)

Schumpeter, Joseph Alois (1963): The theory of economic development. An inquiry into profits, capital, credit, interest, and the business cycle. 3. print. New York NY u.a.: (Oxford University Press)

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin (Berlin-Verl., 7. Aufl.)

Smith, Adam (2005): Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. München (dtv, 11. Aufl.)

Sombart, Werner (1959/1931): Kapitalismus. In: Vierkandt, Alfred (Hg.): *Handwörterbuch der Soziologie*. 2. Aufl. Stuttgart: Enke, S. 258–277.

Sombart, Werner (1987): Die Genesis des kapitalistischen Geistes (1902). In: *Vom Brocke, Bernhard (Hg.): Sombarts „Moderner Kapitalismus“. Materialien zur Kritik und Rezeption*. München (dtv), S. 87–106

Sombart, Werner (1988): Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt)

Sombart, Werner (1991/1916): Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. München (dtv, unveränd. Nachdr., 3/6 Bände)

Spengler, Oswald (1995): Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. München (dtv, ungekürzte Ausg., 12. Aufl.)

Swoboda, Hannes (1982): Jenseits der Wachstumsgesellschaft. Bedingungen für den „inneren Frieden“ unserer Gesellschaft. *Wirtschaft und Gesellschaft*, Jg. 8, H. 2, S. 479–492

Thurow, Lester C. (1981): Die Null-Summen-Gesellschaft. Einkommensverteilung und Möglichkeiten wirtschaftlichen Wandels. München (Vahlen)

Weber, Max (1992): Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus. Düsseldorf (Verl. Wirtschaft u. Finanzen, Faks.-Ausg. d. Erstdr. Tübingen, 1905)

Welsch, Wolfgang (1987): Unsere postmoderne Moderne. Weinheim (VCH)

Zinn, Karl Georg (1980): Die Selbstzerstörung der Wachstumsgesellschaft. Politisches Handeln im ökonomischen System. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt)